

P

Uwe Wittstock

Marcel Reich-Ranicki

Geschichte eines Lebens

Pantheon



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete fsc-zertifizierte
Papier EOS liefert Salzer, St. Pölten

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH.

1. Auflage
September 2006

© der Originalausgabe 2005
by Karl Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN-10: 3-570-55010-9
ISBN-13: 978-3-570-55010-6

www.pantheon-verlag.de

Inhalt

Bellevue	7
Kindheit in Wloclawek, Jugend in Berlin	14
Vom Überleben	42
Der lange Weg zurück zur Literatur	76
Kritik, nichts als Kritik	119
Vom Bewußtsein der Republik	147
Der Literaturchef	172
Freundschaften, Feindschaften	184
Popstar der Kritik	224
Anhang	
Nachbemerkung	251
Anmerkungen	255
Zeittafel	270
Auswahlbibliographie der Bücher von und über Marcel Reich-Ranicki	277
Dank	283
Abbildungsverzeichnis	284
Personenregister	285

Bellevue

»Sie kenn ich ausm Fernseh.« Der Taxifahrer mustert im Rückspiegel den Mann, der sich am Berliner Gendarmenmarkt auf den hinteren Sitz seines Wagens hat fallen lassen. Er zögert einen Moment, wendet den Kopf, studiert das Gesicht seines Fahrgasts und läßt Sendungen, Serien, Shows vor dem inneren Auge vorüberziehen. Dann hellt sich sein Blick auf. »Ja«, brummt er und nickt befriedigt, »Sie sind der Kritiker.« Dreht sich wieder nach vorn, fährt zur gewünschten Adresse und sagt kein weiteres Wort.

Nicht: ein Kritiker. Auch nicht: dieser Kritiker. Sondern: *der* Kritiker. Wenn die Kritik, die in Deutschland traditionell zu den meist mißverstandenen, oft verhaßten Institutionen zählte, heute ein Gesicht hat, ein populäres Gesicht, dann ist dies das Verdienst von Marcel Reich-Ranicki. Ihm ist gelungen, was hierzulande zuvor undenkbar schien: Er hat die Kritik zu einem vom Publikum gespannt verfolgten, nicht selten bewunderten und in vollen Zügen genossenen Schauspiel gemacht. Er hat die Debatte über Literatur – also über so luftige, schwer faßbare Fragen wie die, ob der Roman X des Autors Y nun gelungen sei oder nicht – konsequent demokratisiert. Er hat den öffentlichen Streit über Bücher aus dem Zirkel der Fachleute, Akademiker und Intellektuellen herausgeführt und zu den gewöhnlichen Lesern gebracht – und



das in Zeiten, in denen der Literatur nachgesagt wird, sie sei im Begriff, alle Ausstrahlungskraft einzubüßen.

Zum Zeitpunkt jener Berliner Taxifahrt war Reich-Ranicki auf einem Gipfel der Prominenz und Wirkungsmacht angelangt, den vor ihm wohl kein anderer Kritiker in Deutschland erreicht hatte. Nicht einmal der legendäre Alfred Kerr in der Blütezeit der Berliner Theater zwischen den Weltkriegen. Schon als Literaturkritiker der *Zeit* und als Chef der Literaturredaktion der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* wuchs Reich-Ranicki zu einer beherrschenden, den Kulturbetrieb zuverlässig polarisierenden Gestalt heran. Mit einer kaum noch überschaubaren Zahl von Sammel- und Essaybänden, Monographien und Anthologien, Reden und bücherfüllenden Gesprächen manifestierte er über Jahrzehnte hinweg seinen Anspruch auf umfassende literaturkritische Zuständigkeit. Und mit dem von ihm konzipierten und dominierten *Literarischen Quartett* begann schließlich in den neunziger Jahren

seine Karriere zum Popstar der Kritik. Er krönte sie 1999 mit seiner Autobiographie *Mein Leben*, die inzwischen beinahe andert-halb Millionen Käufer fand und mit der er auch noch zu einem der meistgelesenen deutschen Autoren jener Jahre avancierte.

Wenn also Bundespräsident Johannes Rau im Dezember 2001 vorschlug, die Abschiedssendung des *Literarischen Quartetts* in seinen Berliner Amtssitz zu verlegen – und Reich-Ranickis ein-gangs erwähnte Taxifahrt deshalb vom Gendarmenmarkt zum Schloß Bellevue führte –, dann war dies zweifellos in erster Linie als politische Geste zu verstehen. Dreiundsechzig Jahre nachdem der Jude Marcel Reich achtzehnjährig von den Nationalsoziali-sten aus Berlin deportiert worden war, bereitete ihm das Ober-haupt des Landes nun in ebendieser Stadt die große offiziöse Bühne für einen weithin beachteten, im Literaturbetrieb noch nie dagewesenen Auftritt: eine Verbeugung Deutschlands vor der nicht nur beruflichen Lebensleistung Reich-Ranickis.

Aber darüber hinaus war diese Einladung des Bundesprä-sidenten natürlich auch als geschickter Schachzug eines auf Öffentlichkeitswirkung bedachten Politikers zu verstehen. PR-Fachleute sprechen in solchen Fällen von positivem Imagetrans-fer: Rau wollte einen Abend lang an dem kulturellen Ansehen teilhaben, das Reich-Ranicki genießt, wollte sich vorteilhaft mit ins Bild setzen, wenn die Kameras den großen Schlußapplaus für das *Quartett* einfingen. Wann hat es so etwas je gegeben: Der höchste Repräsentant des Landes und ein Literaturkritiker stehen sich in der Öffentlichkeit nicht allein auf Augenhöhe gegenüber, sondern es liegt der Verdacht nahe, der Kritiker könnte gar der Prominentere von beiden sein.

Selbstverständlich ist die Versuchung groß, Reich-Ranickis unbeirrbarer Aufstieg zum mächtigsten Mann des deutschen Li-teraturbetriebs biographisch durch sein Schicksal zu erklären, durch seine Erfahrung, ohnmächtiges Opfer von Deportation und

Verfolgung gewesen zu sein. Fünf Jahre mußte er im Warschauer Getto und auf der Flucht vor den Nationalsozialisten tagtäglich mit seiner Ermordung rechnen – seine Eltern, sein Bruder und die Eltern seiner Frau Teofila, genannt Tosia, überlebten den Holocaust nicht. Derartige Erlebnisse erschüttern einen Menschen bis in den Kern der Persönlichkeit. Kein Zweifel, Reich-Ranicki ist, auch wenn er selten darüber spricht, tief geprägt durch die Zeit, in der er Freiwillig war für Rassisten in deutschen Uniformen. Noch heute wählt er in jedem Restaurant oder Café seinen Sitzplatz so, daß er die Eingangstür im Blick hat – wie in den Jahren, in denen er mit möglichen Razzien rechnen mußte. Noch heute gehört seine ganze Leidenschaft den jeweils neuesten Nachrichten – wie in der Zeit, in der er als Mitarbeiter der Warschauer Gettoverwaltung lernte, daß von verlässlichen Informationen das Überleben abhängen kann. Noch heute rasiert er sich zweimal täglich – wie in jenen Tagen, in denen deutschen Soldaten schon ein Bartschatten ausreichte, um einen Juden im Getto als heruntergekommen auszusondern und den Transporten zuzuteilen, die im Gas endeten.

Doch selbstverständlich läßt sich aus einem in der Vergangenheit erlittenen Trauma der spätere Lebensweg nicht zureichend erklären. Reich-Ranicki trat nie als bedauernswertes, hilfsbedürftiges Verfolgungsopfer auf, sondern eher als Verfolger, glaubt man den Schriftstellern, die sich von ihm mißverstanden fühlen. Er hat die Literatur zu seiner Fluchtburg gemacht und sich selbst in dieser Festung zweifellos den Part eines Herrschers zudedacht. Doch zugleich ist er kein weltferner Träumer, vielmehr verfügt er über einen strengen Realismus, der ihn die Wirklichkeit sehen läßt, wie sie ist, und nicht so, wie er sie gern hätte oder wie sie nach idealistischen Vorstellungen sein sollte. Sein energisches Engagement für das Fernsehen ist ohne diesen kühlen Realitätssinn nicht zu begreifen. Denn natürlich zieht der Thomas-Mann-



Verehrer Reich-Ranicki jedes geschriebene literaturkritische Wort einem Dutzend in die Kamera gesprochener Sätze vor. Doch er hat erkannt, daß er mit keiner gedruckten Rezension einen so großen Einfluß ausüben kann wie mit einem effektvollen Auftritt im Fernsehen. Die Konsequenz, mit der er nach dieser Einsicht gehandelt hat, unterscheidet ihn von fast allen seinen Konkurrenten im Literaturbetrieb. Und so widerfährt ihm, den die Nationalsozialisten einst aus der deutschen Kultur verbannten und ermorden wollten, heute die Genugtuung, für viele Menschen überhaupt erst zu definieren, was deutsche Kultur ausmacht.

Aber Reich-Ranicki ist mehr als nur der erfolgreichste Kritiker der deutschen Literaturgeschichte, er ist zugleich in manchen Zügen ein exemplarischer Intellektueller des zwanzigsten Jahrhunderts. An seiner Biographie werden, wie nur am Schicksal weniger anderer Menschen, die politischen Katastrophen und kulturellen Umbrüche der Epoche sichtbar. Er war Opfer des nationalsozialistischen Terrors, verspürte vorübergehend die geistige Verführungskraft des Totalitarismus kommunistischer Prägung und bekannte sich schließlich entschieden zur offenen, pluralistischen Gesellschaft. Und wie viele Juden und Literaten gehörte er zeitlebens zu den Außenseitern und war schon deshalb beständig auf Heimatsuche. Er hat diese Heimat, wie er immer wieder betont, nicht in einer Region, nicht in einer Stadt, nicht in einem Staat gefunden, sondern in der deutschen Literatur. Allerdings stilisiert er die Literatur deshalb nicht, wie viele andere Intellektuelle des vergangenen Jahrhunderts von Theodor W. Adorno über Herbert Marcuse bis hin zu George Steiner, zu einer elitären, hermetischen, lebensabgewandten Gegenwelt. Sondern sein Ziel ist es immer gewesen – und das ist das Herausragende seiner Rolle –, die Literatur zu popularisieren, ihr in der Alltagskultur, im Alltagsbewußtsein einen Platz zu verschaffen. So wird er zur

Symbolfigur für einen Rollenwandel der Kultur, die heute ihren ehemals exklusiven, normativen Anspruch für die Gesellschaft weitgehend verloren hat und doch – wenn sie eine hohe Verbreitung erreicht – in dieser Gesellschaft eine integrierende Funktion erfüllt.

Kindheit in Wloclawek, Jugend in Berlin

Die politischen Verwerfungen des zwanzigsten Jahrhunderts haben schon in der Geschichte seiner Namen ihre Spuren hinterlassen: Marcel Reich-Ranicki wurde am 2. Juni 1920 als Marcel Reich in der polnischen Kleinstadt Wloclawek geboren. Zumindest trugen die Standesbeamten diesen Namen in seine Geburtsurkunde ein.¹ Später, nachdem er von Deutschland nach Polen deportiert worden war, ging die Urkunde im Warschauer Getto verloren. In jener Zeit waren die antideutschen Affekte in dem von der Wehrmacht besetzten und verwüsteten Land derart übermächtig, daß er sich Marcelli nannte, nachdem ihn Freunde davon überzeugt hatten, der Vorname Marcel sei in Polen ungebräuchlich. Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm er dann auf Wunsch seiner damaligen Vorgesetzten in Warschau auch einen polnisch klingenden Nachnamen an und hieß nun Marcelli Ranicki. Als er schließlich 1958 in die Bundesrepublik übersiedelte, entschied er sich, den selbstgewählten Namen mit seinem Geburtsnamen zu Marcel Reich-Ranicki zu verschmelzen. Kurz, die politischen Konfrontationen griffen so tief in sein Leben ein, daß sie mehrfach sogar die sonst selbstverständlich erscheinende Einheit von Name und Person zerrissen. Das Gefühl einer ungefährdeten, weitgehend bruchlosen, fraglos anerkannten Identität kannte er zumindest in der ersten Hälfte seines Lebens nicht. Geprägt wurde



Der Vater: David Reich



Die Mutter: Helene Reich

er vielmehr, wie sich schon an diesen Namen symbolisch ablesen läßt, durch das Ringen zwischen hartnäckigem Selbstbehauptungswillen und einem politischen Anpassungsdruck, der für lange Jahre in mörderische Verfolgung umschlug.

In seiner Familie war der kleine Marcel Reich ein Nachzügler, das mit deutlichem Abstand jüngste von drei Geschwistern. Sein Bruder Alexander Herbert war neun Jahre, seine Schwester Gerda dreizehn Jahre älter als er. Der Vater, David Reich, Jahrgang 1880, und die Mutter, Helene Reich, Jahrgang 1884, konnten sich bei seiner Geburt nicht mehr zu den jungen Eltern zählen. Ob er deshalb in seiner frühesten Kindheit in besonderer Weise bemuttert und verwöhnt wurde, ob er also die Rolle eines typischen Nesthäkchens spielte, läßt sich nicht rekonstruieren. Seine Erinnerungen setzen erst ein zur Zeit kurz vor oder zeitgleich mit seiner Einschulung: »Ich war fünf oder sechs Jahre alt, als meine Mutter während eines kurzen Besuchs bei ihrer Berliner Familie



Weichselufer in Wloclawek zwischen den Weltkriegen

in einem Kaufhaus Kindergarderobe mit der Aufschrift ›Ich bin artig‹ sah. Das fand sie amüsant. Ohne die möglichen Folgen zu bedenken, ließ sie auf meine Blusen und Kittel (...) ebendiese Aufschrift in polnischer Übersetzung sticken. Rasch wurde ich zum Gespött der Kinder – und reagierte darauf mit Wut und Trotz: Brüllend und prügelnd wollte ich jenen, die sich über mich lustig machten, beweisen, daß ich besonders unartig war. Das trug mir den Spitznamen ›Bolschewik‹ ein.«²

Die Geburtsstadt Wloclawek lag bis zum November 1918, also anderthalb Jahre bevor Reich-Ranicki geboren wurde, nur wenige Kilometer von der deutsch-russischen Grenze entfernt. Polen war seit 1795 von der politischen Landkarte verschwunden gewesen, aufgeteilt zwischen Rußland, Österreich und Preußen, und

konnte seine nationale Unabhängigkeit erst mit dem Ende des Ersten Weltkriegs zurückgewinnen. Wloclawek war zu der Zeit von Reich-Ranickis Geburt, so erinnerte sich später einer seiner Freunde, Tadeusz Nowakowski, ein lebendiges Industriestädtchen an der Weichsel mit der »größten Papierfabrik in Polen«, mit »stets überfüllten Gassen, die sich, sobald die Bauern zum Einkaufen kommen, in einen Basar verwandeln. Viele Tauben und Spatzen. Weiße Kopftücher der Dorffrauen. Flottillen von Panjewagen auf dem Grünen Markt.«³ Reich-Ranicki selbst hält sich, wenn er seiner Geburtsstadt gedenkt, nicht bei solch pittoresken Reizen auf, sondern steuert, wie üblich, rasch zu aufs Zentrum des kulturellen Angebots: »Es gab dort mehrere große Fabriken, drei Kinos und kein Theater.«⁴ Wloclawek zählte in den zwanziger Jahren rund sechzigtausend Einwohner, ein Viertel davon waren Juden. Die Stadt gehörte zum ehemals russischen Gebiet des aufgeteilten Polens, zum sogenannten Kongreßpolen, doch die Juden von Wloclawek hatten, wie Reich-Ranicki schreibt, »eine auffallende Schwäche für die deutsche Kultur«⁵.

Nach der Wiederherstellung Polens befand sich Wloclawek mit einem Mal nicht mehr an der Peripherie Rußlands, sondern im Zentrum des neuen Staates. Die folgenden Jahre waren politisch extrem unruhig, das junge, sehr nationalbewußte Polen trug mit fast allen Nachbarländern blutige Grenzkonflikte aus: mit der Tschechoslowakei wegen des Gebietes um Teschen, mit Deutschland wegen Oberschlesiens und Danzigs, mit Litauen wegen der Region um Wilna und mit der frisch gegründeten Sowjetunion wegen der Ukraine und der weißrussischen Gebiete bis Minsk. Schon die früheste Kindheit Reich-Ranickis fällt in nicht eben friedliche Zeiten. Im April 1920 befahl Marschall Józef Piłsudski, der starke Mann Polens, den Einmarsch in die Ukraine. Am 7. Mai, also vier Wochen bevor der kleine Marcel Reich zur Welt kommt, eroberten die polnischen Truppen Kiew. Doch die Gegenoffen-

sive der Roten Armee drang fast bis Warschau vor und konnte von Piłsudski erst Mitte August, sechs Wochen nach Marcel Reichs Geburt, durch das »Wunder an der Weichsel« zurückgeworfen werden. Schon allein in Erinnerung an diesen Feldzug dürfte der Spitzname »Bolschewik« seinerzeit in polnischen Ohren einen wenig schmeichelhaften Beiklang gehabt haben. Sämtliche Grenzstreitigkeiten des noch jungen Landes blieben weitgehend unausgeräumt und überschatteten das Verhältnis zu den Nachbarstaaten in der folgenden Zeit. So konnte Polen dort kaum mit Sympathien rechnen, als es zwanzig Jahre später, gleich nach Beginn des Zweiten Weltkriegs, zwischen Deutschland und der Sowjetunion erneut aufgeteilt wurde.

Reich-Ranickis Mutter, Helene Reich, geborene Auerbach, war in Deutschland aufgewachsen, im Grenzgebiet zwischen Schlesien und der Provinz Posen. Sie entstammte einer materiell armen, aber an Traditionen reichen Rabbiner-Familie, die nach einer gern gepflegten und nie überprüften Legende weitläufig verwandt war mit dem schwäbischen Erzähler Berthold Auerbach (1812–1882), einem der populärsten deutschen Schriftsteller seiner Zeit. Helene Auerbach hatte eine Schwester und fünf Brüder, von denen nur der älteste als Rabbiner die Familientradition fortsetzte. Die übrigen vier wurden Patent- beziehungsweise Rechtsanwälte – womit sie sich allerdings, wie Reich-Ranicki einmal anmerkt, vom Beruf ihrer Vorfahren nicht allzu weit entfernten.⁶ Denn Rabbiner waren über Jahrhunderte hinweg nicht nur Geistliche, sondern übernahmen in ihren Gemeinden zugleich das Amt des Lehrers und das des Richters. Bedenkt man, welcher geradezu forensische Furor und pädagogische Eifer die Arbeit des Kritikers Reich-Ranicki prägt, darf man auch ihm eine gewisse Treue zu den beruflichen Vorlieben der Familie seiner Mutter nachsagen.

Über den väterlichen Zweig der Familie ist nur wenig bekannt. Reich-Ranickis Großvater, Markus Reich, soll ein erfolgreicher



Familientreffen: im Vordergrund als zweiter von links der Großvater väterlicherseits, Kaufmann in Plozk. Als zweite von rechts die Großmutter. Ganz rechts im Vordergrund und nur halb zu sehen: Vater David Reich. Im Hintergrund als erste von rechts die Mutter Helene Reich.

Kaufmann gewesen sein, der in Plozk, einer zwischen Wloclawek und Warschau an der Weichsel gelegenen Kleinstadt, ein Mietshaus besaß. Die Familie pflegte musische Interessen; David Reich, Reich-Ranickis Vater, spielte in seiner Jugend Geige, und er sprach neben Polnisch auch fließend Russisch, Jiddisch und Deutsch. Eine seiner Schwestern wurde Zahnärztin, eine andere ließ sich am Warschauer Konservatorium zur Opernsängerin ausbilden und trat in Lodz unter anderem als Madame Butterfly auf. Die Kinder David Reichs zeigten dann später ganz ähnliche Neigungen: Reich-Ranickis Bruder Alexander Herbert promovierte



Die Geschwister Gerda und
Alexander Herbert Reich



Marcel Reich

an der Berliner Universität in Zahnmedizin, seine Schwester Gerda spielte voller Begeisterung Klavier und studierte in Warschau Philologie. Und an der Leidenschaft Marcells für Literatur und Musik ist schlechterdings kein Zweifel möglich.

David Reich hat sich nicht zuletzt um die musikalische Bildung seines jüngsten Sohnes bemüht und damit bei ihm bleibende Eindrücke hinterlassen: »Als kleines Kind hörte ich immer wieder Schallplatten. Mein Vater (...) hatte diese Platten ausgewählt. Meist waren es Arien und Duette aus Opern, die in seiner Jugend schlagartig bekannt wurden: *Othello*, *La Bohème*, *Madame Butterfly*, *Cavalleria rusticana*. Aus jener Zeit rührt meine Schwäche für die italienische Oper, zumal für Verdi und Puccini; und noch heute werden, wenn Mimi stirbt, meine Augen feucht.«⁷

Die jüdische Religion spielte im Alltag der Familie keine große Rolle. Der Vater war auf eine gewohnheitsmäßige, zurückhaltende Weise gläubig, er besuchte am Sabbat und an Feiertagen die Synagoge, doch nicht unbedingt aus spirituellen Bedürfnissen. Für viele Juden ist die Synagoge ja nicht nur ein Gotteshaus, sondern auch ein geselliger Ort. Man trifft sich dort zum Gebet, aber auch, um mit Bekannten und Freunden zu sprechen. Der Vater wollte seinen Sohn gern regelmäßig mit in die Synagoge nehmen, doch da der sich dort langweilte und lieber zu Hause bleiben wollte, gab er bald nach. Reich-Ranickis Mutter zeigte, obwohl ihre Familie seit Generationen viele Rabbiner hervorgebracht hatte, eine deutliche Distanz zu jeder Form von Religiosität. Als ihr Mann einen orthodoxen Juden ins Haus brachte, der dem kleinen Marcel Hebräisch beibringen sollte, schickte sie ihn umgehend wieder fort mit der Begründung, ihr Sohn sei dafür noch zu jung. Weitere innerfamiliäre Versuche, dem Buben so etwas wie eine religiöse Erziehung angedeihen zu lassen, hat es nicht gegeben. Was immer er in seiner Jugend über das Judentum lernte, verdankt er »paradoxiertweise vor allem dem preußischen Gymnasium in den Jahren des Dritten Reichs«. ⁸

Helene Reich hatte statt dessen ein auffälliges Interesse für deutsche Literatur, ihre Sehnsucht nach dem damals unvergleichlich vitalen Kulturleben in Berlin muß sehr groß gewesen sein. Sie ließ sich zeitgenössische Neuerscheinungen aus Deutschland nach Wloclawek schicken, flocht gern Zitate deutscher Klassiker in ihre Gespräche ein und erinnerte ihren jüngsten Sohn alljährlich am 28. August daran, daß sie ihren Geburtstag mit Johann Wolfgang von Goethe teilte. Kurz, die Reichs waren eine weitgehend assimilierte, gebildete und so sehr an deutscher Kultur orientierte Familie, daß sie, obwohl sie rund fünfhundert Kilometer von Berlin entfernt lebten, das liberale *Berliner Tageblatt* des legendären jüdischen Chefredakteurs Theodor Wolff abonnierten.

Eins der wesentlichen Lebensthemen Reich-Ranickis klingt schon in diesen ersten Jahren an. Als Jude gehörte er in Wloclawek einer keineswegs kleinen, aber trotzdem vielfach benachteiligten, nicht selten verachteten, ja mitunter verfolgten Minderheit an. Er wuchs auf in dem Gefühl, ein Außenseiter zu sein, ein Ausgegrenzter, und entwickelte folgerichtig eine besondere Sensibilität dafür, ob er von Gemeinschaften, Gruppen, Organisationen angenommen oder zurückgewiesen wird. Von Kindheit an hat er um Anerkennung und Zugehörigkeit kämpfen müssen und verspürt schon deshalb ein ausgeprägtes, oft enttäuschtes Bedürfnis nach beiden. »Natürlich bin ich«, sagt er einmal in einem Gespräch mit der Fotografin Herlinde Koelbl, »durch die Folgen der jüdischen Herkunft in hohem Maße geprägt worden. Denn den Antisemitismus habe ich von früher Kindheit an in Polen kennengelernt – in der Kleinstadt, in der ich geboren bin. Es war ein Antisemitismus in relativ gemäßigter Form.«⁹

In seinen Erinnerungen taucht Reich-Ranicki die Eltern keineswegs nur in positives oder gar verklärendes Licht. Er attestiert seiner Mutter ein »ruhiges, ja nobles Wesen«, beschreibt sie jedoch zugleich als »weltfremd« und »vollkommen unpraktisch«.¹⁰ Schlechter noch kommt aus seiner Sicht der Vater weg. Er nennt ihn »solide und anspruchslos, gütig und liebenswert«, bezeichnet ihn aber auch als »willensschwachen Menschen« und »Versager«, tadelt seine »Hilflosigkeit«, seine »erschreckende Untüchtigkeit«, seine »Charakterschwäche und Passivität«.¹¹ Eine wesentliche Ursache für die Unzufriedenheit Reich-Ranickis mit seinem Vater ist unübersehbar im Bankrott von dessen Fabrik für Baumaterialien, die er kurz nach dem Ersten Weltkrieg gegründet hatte, zu suchen. Im Frühjahr 1929 mußte David Reich sein Unternehmen schließen: »Das Scheitern meines Vaters, kläglich und erbärmlich zugleich, warf einen düsteren Schatten nicht nur auf meine Jugend.«¹² Erstaunlicherweise erwähnt Reich-Ranicki die äußeren

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Uwe Wittstock

Marcel Reich-Ranicki

Geschichte eines Lebens

Paperback, Klappenbroschur, 288 Seiten, 12,5 x 20,0 cm

59 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-570-55010-6

Pantheon

Erscheinungstermin: August 2006

Uwe Wittstock, ein glänzender Journalist und profunder Kenner des Literaturbetriebs, erzählt das Leben Marcel Reich-Ranickis. Sein Buch, das zahlreiche Neuigkeiten enthält, beruht auf Gesprächen mit Reich-Ranicki selbst, aber auch mit Weggefährten wie Günter Grass, Joachim Fest und Walter Jens. Einfühlsam, aber nicht unkritisch nähert sich Wittstock einem Mann, den einst die Nazis verfolgten und der später zu einer prägenden Gestalt der deutschen Nachkriegskultur wurde.